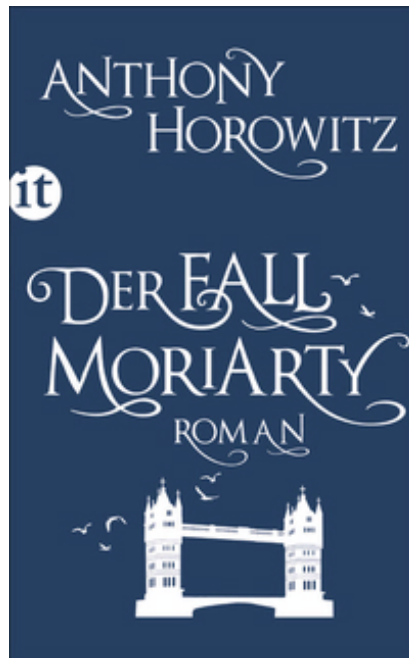


Insel Verlag

Leseprobe



Horowitz, Anthony
Der Fall Moriarty

Eine Geschichte von Sherlock Holmes' großem Gegenspieler
Aus dem Englischen von Lutz-W. Wolff

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4409
978-3-458-36109-1

Die Londoner Unterwelt ist in Aufruhr: Der gefürchtete amerikanische Gangster Clarence Devereux will seine Geschäfte nach England ausdehnen. Auch Professor Moriarty soll seine Hände im Spiel haben – aber ist er nicht, ebenso wie Sherlock Holmes, an den Reichenbachfällen in den Tod gestürzt? Und welche Rolle spielt der undurchsichtige Detektiv Chase, der plötzlich in London auftaucht? Als der Machtkampf der Giganten des Verbrechens seine Opfer fordert und eine grausam zugerichtete Leiche gefunden wird, macht sich Inspector Jones von Scotland Yard daran, die Menschaften des Amerikaners aufzudecken. Eine blutige Spur führt von den Docks bis in die Katakomben des Smithfield Meat Market. Kann es sein, dass Moriarty noch lebt?

Ganz in der Tradition seines Sherlock-Holmes-Romans *Das Geheimnis des weißen Bandes* schickt Anthony Horowitz erneut die Ermittler von Scotland Yard auf Verbrecherjagd – und Athelney Jones beweist, dass er Sherlock Holmes ein würdiger Nachfolger ist.

Anthony Horowitz, geboren 1956 in Stanmore, lebt mit seiner Familie in London. Er ist einer der erfolgreichsten Autoren der englischsprachigen Welt, in Deutschland ist er vor allem durch seine Jugendbuchreihe um Alex Rider bekannt. Neben zahlreichen Büchern hat Anthony Horowitz Theaterstücke und Drehbücher zu verschiedenen Filmen und Fernsehserien (unter anderem *Inspector Barnaby*) verfasst. 2003 wurde Anthony Horowitz der renommierte Red House Children's Book Award verliehen.

insel taschenbuch 4409

Anthony Horowitz

Der Fall Moriarty



ANTHONY HOROWITZ

Der Fall Moriarty

*Eine Geschichte von Sherlock Holmes'
großem Gegenspieler*

Roman

Aus dem Englischen von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Moriarty
bei Orion Books, London

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4409
© Insel Verlag Berlin 2014
© Anthony Horowitz 2014
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluss des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: glanegger.com, München
Umschlagabbildung: shutterstock
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36109-1

Für meinen Freund Mathew Marsh
und in Erinnerung an Henry Marsh 1982-2012

Der Fall Moriarty

The Times, London, 24. April 1891

LEICHE IN HIGHGATE GEFUNDEN

Die Polizei hat offenbar keine Erklärung für einen besonders brutalen Mord in der Nähe der Merton Lane in der sonst so lieblichen und stillen Gemeinde Highgate. Der Tote, ein junger Mann Anfang zwanzig, ist in den Kopf geschossen worden, aber von besonderem Interesse für die Polizei ist die Tatsache, dass seine Hände gefesselt waren. Inspektor George Lestrade, der die Ermittlungen leitet, neigt deshalb zu der Ansicht, dass die schreckliche Tat die Form einer Hinrichtung hatte und möglicherweise in Zusammenhang mit den Unruhen steht, die Londons Straßen kürzlich erschüttert haben. Nach seinen Angaben handelt es sich bei dem Opfer um Jonathan Pilgrim, einen Amerikaner, der in einem privaten Club in Mayfair gewohnt hat und aus geschäftlichen Gründen in der Hauptstadt gewesen sein soll. Scotland Yard hat Kontakt mit der amerikanischen Botschaft aufgenommen, aber die Heimatadresse des Toten konnte bislang noch nicht festgestellt werden und es kann Wochen dauern, bis sich etwaige Angehörige melden. Die Ermittlungen dauern an.

Die Reichenbachfälle

Glaubt irgendjemand wirklich, was an den Reichenbachfällen passiert ist? Viele Berichte sind darüber geschrieben worden, aber mir scheint, dass bei allen das Wichtigste fehlt ... nämlich die Wahrheit. Nehmen wir zum Beispiel das *Journal de Genève* und Reuters. Ich habe sie von vorn bis hinten gelesen, was keineswegs leicht ist, denn sie sind in dieser qualvoll trockenen Art der meisten europäischen Blätter geschrieben, bei denen man immer den Eindruck hat, dass sie die Nachrichten nur zwangsweise abdrucken und nicht weil sie irgendwem etwas mitteilen wollen. Und was genau haben sie mir mitgeteilt? Dass Sherlock Holmes und sein herausragender Widersacher, Professor James Moriarty, sich getroffen haben und beide gestorben sind. Wenn man danach geht, wie viel Dramatik diese beiden maßgeblichen Presseorgane in ihre spröde Prosa einfließen ließen, könnte man denken, dass es um einen Verkehrsunfall ging. Sogar die Überschriften waren todlangweilig.

Aber was mich am meisten verblüfft, ist der Bericht von Dr. John Watson. Er beschreibt die ganze Geschichte im *Strand Magazine*, und sie fängt damit an, dass jemand am Abend des 24. April 1891 an die Tür seines Sprechzimmers klopft. Dann berichtet er von seiner Schweizreise. In meiner Bewunderung für den Chronisten, der die Abenteuer, Heldentaten, Fallstudien und Erinnerungen des großen Detektivs niedergeschrieben und veröffentlicht hat, lasse ich mich von niemandem übertreffen. Jetzt, wo ich vor meiner Remington-Nummer-Zwei-Schreibmaschine sitze (einer amerikanischen Erfindung natürlich) und die-

ses große Werk beginne, ist mir vollkommen bewusst, dass ich mich mit der Genauigkeit und Unterhaltsamkeit nicht messen kann, die er bis zuletzt aufrechterhielt. Dennoch muss ich mich fragen: Wie konnte er das alles so falsch verstehen? Wie konnte er Widersprüche übersehen, die selbst dem hirnlosesten Polizeichef noch absolut offensichtlich gewesen wären? Robert Pinkerton pflegte zu sagen: Eine Lüge ist wie ein toter Coyote. Je länger man ihn liegen lässt, desto mehr stinkt er. Er wäre der Erste gewesen, der gesagt hätte, dass die Geschichte von den Reichenbachfällen stank.

Sie müssen mir vergeben, wenn ich allzu emphatisch erscheine, aber meine Geschichte – *diese* Geschichte – beginnt nun einmal am Reichenbach und das Folgende ist unverständlich ohne eine genaue Untersuchung der Fakten. Wer ich bin? Nun, damit Sie wissen, in wessen Gesellschaft Sie sich befinden, will ich Ihnen sagen, dass mein Name Frederick Chase ist, ferner gehört es zu meiner Geschichte, dass ich Chefermittler bei der Detektivagentur Pinkerton in New York bin und damals zum ersten und wohl auch letzten Mal in Europa war. Meine Erscheinung? Nun, es ist wohl für niemanden einfach, sich selbst zu beschreiben, aber ich will ehrlich sein und gestehen, dass ich keine Schönheit bin. Mein Haar war damals noch schwarz, meine Augen sind von einem unauffälligen Braun. Ich war schlank, aber obwohl ich erst Mitte vierzig war, war ich von den Herausforderungen, die mir das Leben gestellt hat, schon arg mitgenommen. Verheiratet war ich nicht, und ich fragte mich manchmal, ob man das meiner Garderobe ansah, die wahrscheinlich ein bisschen *zu* gut getragen war. Wenn ein Dutzend Menschen in einem Raum saßen, war ich immer der Letzte, der etwas sagte. Das war meine Natur.

An den Reichenbachfällen war ich fünf Tage nach dem Zusammenstoß, den die Welt als »Das letzte Problem« kennt. Nun,

wie wir heute wissen, war es durchaus nicht das Letzte, sondern eher das Erste von vielen Problemen.

Also! Fangen wir beim Anfang an!

Sherlock Holmes, der größte beratende Detektiv, der je gelebt hat, flüchtet aus England, weil er um sein Leben fürchtet. Dr. Watson, der diesen Mann besser als jeder andere kennt und nicht dulden würde, dass jemand ein böses Wort über ihn sagt, muss zugeben, dass Holmes derzeit nicht gerade in bester Form ist, sondern völlig ermattet von einer Zwangslage, die er nicht beherrscht. Kann man es ihm verübeln? Im Verlauf eines einzigen Vormittags ist er nicht weniger als dreimal angegriffen worden. Auf der Welbeck Street ist er nur um Haaresbreite einem zweispännigen Fuhrwerk entronnen, das ihn zu überrollen drohte. Beinahe wäre er von einem Ziegelstein erschlagen worden, der von einem Dach an der Vere Street auf ihn herunterfiel – oder geworfen wurde. Und direkt vor Watsons Tür wird er von einem netten Menschen angegriffen, der dort mit einem Knüppel auf ihn gewartet hat. Hat er überhaupt eine andere Wahl, als zu flüchten?

Ja, hat er. Es gibt so viele andere Möglichkeiten, dass man sich fragt, was eigentlich in seinem Kopf vorging – wie so oft, wenn man seine Geschichten liest. Mir ist es jedenfalls nie gelungen, das Ende vorher zu erraten (was vielleicht nicht viel bedeutet). Zunächst einmal: Wieso glaubt er eigentlich, dass er auf dem Kontinent sicherer wäre als zu Hause in England? London ist eine eng verflochtene, brodelnde Stadt, die er genau kennt, und wo er (wie er Watson einmal anvertraut hat) fünf Zufluchtsorte hat, kleine, überall in der Stadt verteilte Wohnungen, deren Adressen nur ihm bekannt sind.

Er hätte sich auch verkleiden können. Das tut er doch sowieso. Gleich am nächsten Tag bemerkt Watson, als er Victoria Station betritt, einen alten italienischen Priester, der mit einem Ge-

päckträger streitet. Später setzt sich der alte Mann zu ihm ins Abteil, und die beiden plaudern ein paar Minuten, ehe Watson seinen besten Freund in dem Priester erkennt. Die Verkleidungen von Sherlock Holmes waren so brillant, dass er die nächsten drei Jahre als katholischer Priester hätte verbringen können, ohne dass jemand etwas gemerkt hätte. Er hätte in ein italienisches Kloster eintreten können. *Padre Sherlock* ... Das hätte seine Feinde total in Verwirrung gestürzt und ihm vielleicht sogar Zeit für einige seiner Hobbys gelassen wie zum Beispiel die Imkerei.

Stattdessen bricht Holmes zu einer wilden Hetzjagd auf, die keinerlei Plan zu folgen scheint, und bittet Watson auch noch, ihn zu begleiten. Warum? Auch der unfähigste Kriminelle wird doch darauf kommen, dass sich da, wo der eine ist, früher oder später auch der andere einfinden wird. Und dabei dürfen wir nicht vergessen, dass wir hier von keinem gewöhnlichen Kriminellen reden, sondern von dem Meister seines Fachs, einem Mann, der von Holmes persönlich ebenso gefürchtet wird wie bewundert. Ich glaube keine Minute, dass er Moriarty irgendwie unterschätzt hat. Der gesunde Menschenverstand sagt mir, dass er ein ganz anderes Spiel gespielt haben muss.

Sherlock Holmes reist über Canterbury, Newhaven und Brüssel nach Straßburg und wird dabei auf jedem Schritt seines Weges verfolgt. In Straßburg erhält er ein Telegramm von der Londoner Polizei, das ihn darüber informiert, dass alle Mitglieder von Moriartys Bande festgesetzt worden seien. Das ist, wie sich bald herausstellt, vollkommen falsch. Zumindest eine Schlüsselfigur ist durch das Netz geschlüpft, obwohl ich diesen Ausdruck hier gänzlich zu Unrecht verwende; denn der dicke Fisch – und als solchen kann man Colonel Sebastian Moran wohl bezeichnen – ist nicht einmal in die Nähe der Maschen gekommen.

Colonel Moran, der beste Scharfschütze in Europa, war übri-

gens auch der Agentur Pinkerton bestens bekannt. Am Ende seiner Karriere kannten ihn alle amtlichen und privaten Gesetzeshüter auf dem Planeten. Er war berühmt und berüchtigt dafür, dass er in Rajasthan einmal innerhalb einer Woche elf Tiger erlegte, eine Heldentat, die andere Großwildjäger ebenso verblüffte, wie sie die Mitglieder der Royal Geographical Society empörte. Holmes nannte ihn den zweitgefährlichsten Mann in ganz London – vor allem auch deshalb, weil seine einzige Motivation das Geld war. Den Mord an Mrs Abigail Stewart aus Lauder zum Beispiel, einer überaus ehrbaren Witwe, der während einer Partie Bridge in den Kopf geschossen wurde, hat er nur begangen, damit er seine Spielschulden im Bagatelle Card Club bezahlen konnte. Es ist schon eigenartig, sich vorzustellen, dass Moran nur hundert Meter entfernt auf einer Hotelterrasse saß und Kräutertee trank, als Holmes das Telegramm von Scotland Yard las. Nun ja, die beiden würden sich bald genug treffen.

Von Straßburg fährt Holmes nach Genf und verbringt eine Woche damit, die schneebedeckten Höhen und hübschen Dörfer des oberen Rhonetals zu erkunden. Watson beschreibt dieses Zwischenspiel als »bezaubernd«, was nicht gerade das Wort wäre, das ich unter den gegebenen Umständen gebraucht hätte, aber ich glaube, man kann nur staunen, wie diese beiden Männer sich in solcher Gefahr zu entspannen vermochten. Holmes fürchtet immer noch um sein Leben, und es kommt auch tatsächlich zu einem weiteren Zwischenfall: Als sie auf einem Fußweg am stahlgrauen Wasser des Daubensees dahinwandern, wird Holmes fast von einem Felsbrocken erschlagen, der plötzlich von dem darüberliegenden Berghang herabrollt. Der örtliche Führer versichert ihm, dass Steinschlag in dieser Gegend nichts Ungewöhnliches sei, und ich neige dazu, ihm zu glauben. Ich habe mir die Karte angesehen und die Entfernungen verglichen. Soweit ich erkennen kann, ist sein Feind ihm längst voraus und

wartet auf ihn. Trotzdem ist Holmes überzeugt, dass es ein Attentat war, und verbringt den Rest des Tages voll Angst.

Schließlich erreicht er das Dorf Meiringen an der Aare, wo er und Watson im Englischen Hof übernachten, einem Gasthaus, das von einem früheren Kellner des Grosvenor Hotels in London betrieben wird. Dieser Mann, ein gewisser Peter Steiler, ist es auch, der den Vorschlag macht, dass Holmes die Reichenbachfälle besuchen soll, und die Schweizer Polizei wird ihn deshalb eine Zeitlang verdächtigen, im Auftrag von Moriarty gehandelt zu haben, was wohl einiges über die Ermittlungstechnik der Schweizer Polizei aussagt. Wenn Sie mich fragen: Die hätten die größten Schwierigkeiten, eine Schneeflocke auf einem Alpengletscher zu finden. Ich bin in diesem Gasthof gewesen und habe Steiler persönlich befragt. Er war nicht bloß unschuldig. Er erwies sich als ein sehr einfältiger Mensch, der kaum seine Nase aus den Töpfen und Pfannen hob (eigentlich führte seine Frau das Hotel). Ehe ihm alle Welt die Bude einrannte, hat er gar nicht gewusst, wer sein berühmter Gast gewesen war, und seine erste Reaktion auf die Nachricht vom Tod des Detektivs bestand darin, dass er auf seine Speisekarte ein *Fondue Sherlock Holmes* setzte.

Natürlich empfahl er die Reichenbachfälle. Es wäre verdächtig gewesen, wenn er das nicht getan hätte. Sie waren schon damals ein beliebtes Reiseziel für Romantiker und Touristen. In den Sommermonaten findet man bis zu einem halben Dutzend Künstler auf dem bemoosten Pfad, die festzuhalten versuchen, wie das Schmelzwasser des Rosenlauigletschers in eine dreihundert Fuß tiefe Schlucht fällt. Und dabei scheitern. Denn es liegt eine absolut unwirkliche Aura über diesem düsteren Ort, die sich nur den Pastell- und Ölgemälden der allergrößten Maler erschließen würde. Ich habe in New York Werke von Alfred Parsons und Emanuel Leutze gesehen – vielleicht wären die in

der Lage, aus den Reichenbachfällen etwas zu machen. Diese Schlucht war wie ein Weltuntergang, eine ständige Apokalypse von donnerndem Wasser und dampfender Gischt, die Vögel mieden sie und kein Sonnenstrahl drang hinein. Eingeschlossen war diese rasende Sintflut von steil aufragenden Felswänden, die so alt wie Rip van Winkle sein müssen. Eine Neigung zum Melodramatischen hatte Sherlock Holmes ja schon mehrfach bewiesen, aber noch nie so wie hier. Es war das perfekte Bühnenbild für ein großes Finale, das – wie der Wasserfall selbst – durch kommende Jahrhunderte nachhallen sollte.

An dieser Stelle allerdings werden die Dinge ein wenig unklar.

Holmes und Watson stehen eine Weile zusammen und wollen ihren Weg gerade fortsetzen, als sie vom Eintreffen eines blonden, pausbäckigen, etwas dicklichen Jungen von etwa vierzehn Jahren überrascht werden. Und diese Überraschung ist nicht unberechtigt. Denn der junge Mann ist bis aufs i-Tüpfelchen in die traditionelle Schweizer Tracht gekleidet – mit engen schwarzen Bundhosen, weißen Kniestrümpfen, einem weißen Hemd und einer lose hängenden roten Weste darüber. Das finden Sie in allen Berichten (einschließlich Watsons). Ich kann nicht leugnen, dass ich diesen Auftritt sehr unpassend finde. Wir sind hier im Schweizer Hochgebirge, nicht im Palace Theatre bei einer Varieté-Veranstaltung. Ich finde, der Junge übertreibt's einfach.

Auf jeden Fall behauptet er, er sei aus dem Englischen Hof geschickt worden. Eine englische Touristin sei krank geworden, weigere sich aber, sich von einem Schweizer Arzt untersuchen zu lassen. Das ist es, was der junge Mann sagt. Was würden Sie jetzt an Watsons Stelle tun? Würden Sie sich weigern, diese an den Haaren herbeigezogene Geschichte zu glauben, oder würden Sie tatsächlich Ihren Freund an dieser wirklich teuflischen Stelle und zu diesem kritischen Zeitpunkt allein lassen? Das oben Gesagte ist übrigens alles, was wir von dem Jungen erfahren – aber

Sie und ich werden ihn nur allzu bald wiedertreffen. Watson deutet an, er hätte möglicherweise für Moriarty gearbeitet, erwähnt ihn dann aber nicht mehr. Stattdessen verabschiedet Watson sich eilig und rennt zu seiner nicht-existenten Patientin – großzügig, aber verbohrt bis zuletzt.

Bis zu Holmes' Wiederauftauchen müssen wir jetzt drei Jahre warten, und es ist sehr wichtig zu bedenken, dass er während der ganzen Zeit, von der ich hier berichte, als mausetot galt. Erst sehr viel später erklärt er sich (in seiner Erzählung »Das Leere Haus« hat Watson das alles berichtet), und obwohl ich bei meiner Arbeit schon viele Erklärungen gehört habe, gibt es darunter kaum eine, die eine ähnliche Fülle von Unwahrscheinlichkeiten auftürmt. Andererseits ist es sein eigener Bericht, und deshalb müssen wir ihn wohl einfach so akzeptieren, wie er ist, schätze ich.

Nachdem Watson gegangen ist, erscheint nach Aussage von Holmes Professor James Moriarty auf der Bildfläche. Er kommt den engen Pfad herunter, der halbwegs um den Wasserfall herum in den Felsen gehauen ist. Dieser Pfad endet ziemlich abrupt, so dass an eine Flucht für Holmes nicht zu denken ist, auch wenn ihm eine solche Maßnahme wohl nie in den Sinn gekommen wäre. Das muss man ihm lassen: Dieser Mann hat sich mit seinen Ängsten immer direkt auseinandergesetzt, ob es sich nun um eine tödliche Sumpfpotter, ein abscheuliches Gift, das einen zum Wahnsinn treibt, oder einen Höllenhund handelte, der sich im Moor herumtreibt. Holmes hat viele Dinge getan, die, ehrlich gesagt, recht verblüffend sind – weggelaufen ist er aber nie.

Die Männer wechseln einige Worte. Holmes bittet um Erlaubnis, seinem alten Freund eine Nachricht hinterlassen zu dürfen, und Professor Moriarty erlaubt es. Das zumindest kann verifiziert werden, denn diese drei Blätter Papier gehören zu den